

## Exposé

**Juliane Sarnes**

***Sküs***

---

### Genre

**Bildungsroman / Historischer Roman**

### Setting

1598-1648 in Bernau b. Berlin, weitere Schauplätze: Frankfurt / O., Wittenberg, Breslau

### Aufbau

Der *Sküs* ist eine Trumpfkarte in einem alten Kartenspiel, dem Tarock. Ein Joker, der sich über alle Spielregeln hinwegsetzt, und daher mit einer scherzhaften Entschuldigung, französisch *excuse* oder *'scuse*, gespielt wird. Der Roman wird auf zwei Zeitebenen erzählt und ist wie eine Tarockpartie strukturiert.

### Die Autorin



Juliane Sarnes, Jahrgang 1982, hat als promovierte Staatswissenschaftlerin bisher vor allem wissenschaftliche Artikel und Essays veröffentlicht. Während des Studiums in München, Paris und London arbeitete sie als freischaffende Übersetzerin u.a. für den Suhrkamp Verlag. Nach einer Kindheit in der Sagenwelt einer märkischen Kleinstadt und zehn Jahren in der Londoner Finanzwelt, lebt sie heute mit Mann und Kindern in der Schweiz.

Absolventin des Programms *MANUSKRIPPTUM Münchener Kurse für Kreatives Schreiben* (seit 2011 *Bayerische Akademie des Schreibens*), LMU / Literaturhaus München

### *Übersetzungen*

- Tarde, G. (2008): *Soziologie und Monadologie*. Französisch/Deutsch mit Michael Schillmeier, Suhrkamp, Frankfurt/M.
  - *Diverse*, (2008-2011) 10 Liebesromane der ROMANA-Reihe, CORA Verlag, Englisch/Deutsch.
-

## Exposé

Auf zwei Zeitebenen erzählt *Sküs* vom Anderssein in einer fast vergessenen Welt voll tugendsamer Tyrannen, frommer Umstürzler und gefährlich gebildeter Frauen, die Geschichte vom Niedergang der sagenumwobenen Brauerstadt Bernau zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

**Bernau in der Mark, Anno 1600.** Nach einer furchtbaren Pestepidemie erklimmt der Hirtensohn und Zahlenzauberer Niklot Wendt, genannt Nickel, die Gipfel der Gelehrsamkeit. Während die Welt auf den Dreißigjährigen Krieg zutaumelt, entbrennt in Bernau ein erbitterter Machtkampf zwischen Kirche und Rat. Missgunst, Hader und Aufruhr durchsetzen die stolze Brauerstadt. Niklot aber findet seine Berufung, Menschen zu heilen. Sein Weg führt ihn an die berühmten Akademien Kurbrandenburgs und Sachsens und auf die böhmischen Schlachtfelder des Dreißigjährigen Krieges.

Begleitet wird er vom strebsamen Martin Strömann, der Pfarrer werden soll, aber am Luthertum zweifelt, dem tollkühnen Floris von Goetze, der nicht im Bett sterben darf, sowie dem kauzigen Wahrheitssucher René von La Haye, schlicht Descartes.

Und dann ist da noch die übermütige Schulzentochter Margret Düne-  
mundt, die sich ein Leben voller Musik wünscht und in die Niklot heimlich verliebt ist. Als eine rätselhafte Seuche den schwelenden Hexenwahn befeuert und in Bernau die Scheiterhaufen zu lodern beginnen, setzt der junge Medicus alles Erreichte aufs Spiel, um Margret zu retten.

**Bernau in der Mark, anno 1648.** Nach dreißig Jahren Krieg besteht die Stadt nur noch aus Brandruinen. Trotzdem ist Nonnata Wendt, Tochter des berühmten kurfürstlichen Leibarztes Niklot Wendt, Heilerin, Erfinderin und wie ein römischer Kaiser per Schnitt geboren, fest entschlossen, das Rätsel um ihre totgeschwiegene Mutter zu lösen. Die Spurensuche macht Nonnata nicht nur zur Vorsteherin eines Kinderspitals, sondern führt sie auch in das dunkelste Kapitel der Bernauer Stadtgeschichte - und zu einer erstaunlichen Erkenntnis.

## Juliane Sarnes: SKÜS (AUSZUG)

---

### **Das Schluckloch**

*Bernau in der Mark. Donnerstag, 23. April 1598*

Bartholomäus Goeritz hob das hölzerne Kreuz und wandte den Blick zum Himmel. Ein Adler kreiste im lichten Blau. Goeritz schloss die Augen. Was nach einem stummen Gebet aussehen sollte, erfolgte im Wesentlichen, um sich des Lachens zu enthalten.

Wie genau Bürgermeister Hentze gestolpert war, hatte Goeritz nicht gesehen. Als Propst und oberster Inspektor des Bernauischen Kirchspiels schritt er dem Festumzug voran, von der Spitalskapelle vor den Toren zur Marienkirche, wo gleich die große, die eigentliche Dankesmesse für den Sieg der Bernauer über die ketzerischen Hussiten gefeiert würde. Des Bürgermeisters schrilles Juchzen jedoch hatte er vernommen, auch das prompt darauf folgende, breit aufsitzende Plumpsen und das höflich verhaltene Prusten der Augenzeugen.

Als Goeritz sich umwandte, war Hentze bereits wieder auferstanden. Und zwar wie es sich für einen gefallenen Herrscher gehörte: Indem er die Angelegenheit auf die Sachebene hob und die durchlittene Probe seiner Demut - ein größeres Publikum hätte er nur während der Christmette finden können - ebenso ignorierte wie zuvor das jahrzehntealte Schlagloch in der Mühlenstraße. Maßnahmen mussten angeordnet, die Fährde öffentlicher Sicherheit beseitigt werden. Umgehend.

Stadtschreiber Petri, das rechnete der Propst ihm hoch an, legte dem Herrn Bürgermeister einen geeigneteren Zeitpunkt für die Bearbeitung straßenbaulicher Fragen ans Herz.

Allein er wurde nicht erhört, weil die Sache am Ende nur wieder liegen bliebe. Ratsherren und Handwerksmeister seien bereits versammelt - und wenigstens darum bemüht, ihre Heiterkeit zu verbergen. Wenn auch, wie der Bürgermeister nicht ohne Tadel feststellte, mit gleichem Erfolg wie bei der Wartung der Mühlenstraße: äußerst bescheidenem.

Die Maurer wollten sich Schludrigkeit nicht vorwerfen lassen. Sie hätten ihr Möglichstes getan, es wäre nur eben kein Mauerwerk zu richten und fiel daher nicht in ihren Zuständigkeitsbereich. Ähnliches sprachen die Schmiede, die Zimmerleute und die Steinmetze. Als aber selbst der Pflasterer erklärte, er sei mit seiner Kunst am Ende, wurde der Bürgermeister unwillig, und sein Stellvertreter, der Prokonsul Michel Kogge, pflichtete ihm bei, es wäre doch wohl in einer zivilisierten Stadt kein Ding der Unmöglichkeit, eine beschädigte Straße auszubessern.

Die Handwerker drucksten herum, scharrten mit den Füßen und bemerkten mit Seitenblick auf den Propst, dass es sich hier nun einmal nicht um ein gewöhnliches Loch handelte. Und die umstehenden Bürger nickten dazu und raunten vom Kurfürsten selig, der Großen Glocke und ihrer unrechtmäßigen Hinwegnahme, wie es schon ihre Großväter getan hatten.

Nicht wenige hielten die Delle, welche die Glocke dazumal in die Straße schlug, für ein unantastbares Mahnmal. Ein göttliches Fanal gegen Begehrlichkeit und Gier. Das wusste der Propst, und prinzipiell stritt er die Existenz von Wunderzeichen nicht ab. Natürlich nicht. Nur trieb der Bernauische Wunderglaube mitunter bizarre, gar gefährliche Blüten, die beizeiten gestutzt werden wollten. Seit vierundzwanzig Jahren war Goeritz Propst von Bernau. Seit etwa ebenso langer Zeit war er der Überzeugung, im

heidnischen Hinterland zu walten. Der kirchlichen Verfassung nach mochte Kurbrandenburg lutherisch sein, die herrschende Religion aber glich einem Gemengekasten aus papistischem und vorchristlichem Aberglauben, in den er allein das Licht des Evangeliums zu werfen suchte.

Wer es zuerst aussprach, wusste Goeritz nicht, weshalb er den Schuldigen mit Blicken nicht durchbohren konnte. Doch wie zu erwarten, erschallte sogleich ein vielfaches Echo:

„Das Loch ist verhext. Verhext! Gott steh uns bei!“

Goeritz spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg. „*Sancta simplicitas*, heilige Einfalt“, knurrte er und lieferte gewohnheitsgemäß die Übersetzung des Lateinischen gleich mit. Wo käme man hin, wenn man jede verpfuschte Arbeit auf zauberische Unholde schöbe? Fürderhin könnte man die handwerkliche Güteprüfung getrost einem Hexenkommissar überlassen. Die Zunftmeister würden nicht mehr gebraucht und müssten vor langer Weile dem Hopfen beim Wachsen zusehen. Sofern sie dies nicht ohnehin schon taten.

Die Handwerker murrten und verwahrten sich gegen solchen Angriff auf ihre Ehre. Worauf der Kämmerer zu vermitteln suchte: Wenn man seit Menschengedenken alljährlich die Mühlenstraße flickte und dies, wie er zu bemerken nicht umhinkäme, unter hohen Kosten für die Stadtkasse. Mit Erde auffüllte, mit Lehm, Sand, Kies, geschmolzenem Erz und zerhauenen Ziegelstein und dieselbe Stelle trotzdem jedes Frühjahr wieder einsänke, als hätte man rein gar nichts unternommen, müsse man wohl vermuten, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehe.

Der Propst blickte den Kämmerer gestrenge an und fand, das müsse man durchaus nicht. Sein seliger Vater, Hieronymus Goeritz, der bei Hinwegnahme der Glocke in Bernau Schulmeister und Stadtschreiber gewesen war, habe stets

berichtet, dieselbe sei auf dem Marktplatz, nahe dem Rathaus, vom Wagen gerutscht, und nicht vor dem Mühlentor. Weshalb vorhandenes Loch mit der Großen Glocke so viel zu tun hätte wie die Werneuchener Manschsuppe mit einem guten Bier. Nämlich nichts. Und dies habe er den meisten Anwesenden schon auseinandergesetzt, als sie Reifen und Kreisel über den Schulhof trieben und er, Goeritz, noch Hoffnung in Vernunft und Lernvermögen des Menschen setzte.

Der Kämmerer schien vergnitzt und legte die Hände auf den Rücken. Wie damals, als der Propst noch Schulrektor und der Kämmerer schwach im Lateinischen gewesen war. Als ginge ihn die Sache im Grunde nichts an.

„Dem Rat ist leichtfertiges Hexengeschrei geradeso zuwider wie dem Herrn Propst“, erinnerte Bürgermeister Hentze, der sich offenbar vom unverhofften Kuss der Straße erholt hatte. Er war Goeritz an Jahren überlegen und nie bei ihm in die Schule gegangen. Das ewige Loch aber müsse weg. Schließlich wäre es keine rein ästhetische Frage. Pilger und Händler könnten an Leib und Leben Schaden nehmen, was üblen Eindruck machte.

Einen Moment starrte alles in die missliebige Mulde, stupste wohl auch mit der Schuhspitze etwas Straßenkot hinein. Da meldete sich der Totengräber zu Wort. Er kenne sich mit Gruben aus, und weil das Erdreich hier beständig absackte und nie zur Ruhe käme, wäre dies eindeutig ein ..., er hielt kurz inne, wie um dem Kommenden mehr Gewicht zu verleihen: „... ein Schluckloch!“

„Oooh!“, machte die Menge, als hätte er nicht „Schluckloch“ gesagt, sondern „Mordgrube.“

„Sancta simplicitas“, sagte Goeritz und vergaß, sich zu verdolmetschen. Schlucklöcher traf man eher im Ratskeller oder dem Kleinen Stübchen. Unter den Zechkumpanen.

Stadtschreiber Petri blickte unschlüssig von einem zum anderen, als wisse er nicht, ob und was er von alledem notieren sollte. Anscheinend hegte auch er den Verdacht, dass Schluckloch kein rechtes Fachwort sei.

„Jawohl, ein Schluckloch“, wiederholte der Totengräber mit der Sicherheit des Sachkundigen. Und wenn man ihn fragte, säße darinnen ein Haufen Dämonen.

„Ihn fragt aber keiner“, knurrte Propst Goeritz, dem jetzt der Geduldsfaden riss. Und wenn sich hier nur einer zu glauben verstiege, er würde eine Straßendelle exorzieren, sähe er sich hinreichend veranlasst, am nächsten Sonntag mit der versammelten Gemeinde den Katechismus zu wiederholen und solche *superstitio*, das heißt Aberglauben, zu exorzieren. Vier Stunden lang. Und das wäre es dann mit dem sonntäglichen Lustwandeln und Spazierengehen, angetan wie die Zieräffchen in unsäglichen Hosen und Wämsern, den Nachbarn zu trumpfen und mit Mägden zu tänzeln, statt in Stille und christlicher Andacht -

Ein stechender Schmerz in der Magengrube hieß Goeritz innehalten.

Der Totengräber nutzte die propstliche Schnaufpause, um anstelle des Exorzismus eine Segnung des unseligen Loches vorzuschlagen.

Goeritz brachte ihn mit einem wohltemperierten Blick zum Schweigen.

Da lenkte lautes Rufen das Augenmerk der Anwesenden auf eine gänzlich andere Materie.

Nachtwächter Kröchel, bei Tageslicht und ohne Laterne und Schlapphut beinahe unkenntlich, stürmte die Bürgermeistergasse hinan, fuchtelte mit den Armen und schrie etwas Unanständiges.

---

## Der Pisskopp von Blanckenburg

Propst Goeritz traute seinen Ohren nicht. Was schrie Kröchel da? Pisspott? Dass eine Bettschüssel den Nachtwächter derart in Erregung versetzt hatte, wagte er zu bezweifeln. Und doch fuhr derselbe fort mit seinem Ruf nach dem treuen Gefährten nächtlicher Notdurft: „Pisspott, Pisspott!“

Am Blick des Bürgermeisters Hentze ersah der Propst, dass dieser aus der Sache auch nicht schlau wurde.

Der Nachtwächter war bei den Versammelten angelangt und erklärte nun, da außer Puste mit Hand und Fuß, dass sich draußen vor den Toren etwas Ungewöhnliches abspiele.

Alles wandte sich zum nahegelegenen Mühlentor.

„Steintor“, japste Kröchel. „Kaiserliche ... Straße. Pisskopp!“

„Ah. Pisskopp“, sagte der Bürgermeister, sichtlich froh, des Rätsels Lösung eine Winzigkeit nähergekommen zu sein.

Der Propst aber warf die Arme in die Luft. Pisspott oder -kopp, jetzt werde es ihm zu bunt, es sei Zeit für die Messe und wandte sich zum Gehen.

Da ertönte machtvoll das Tatatataa von Fanfaren, und eine prächtige, sechsspännige Kutsche, nein, ein ganzer Wagenzug, hielt vor dem offenen Mühlentor.

Während es dem Propst die Sprache verschlug, hatte Kröchel die seine scheinbar wiedergefunden: Hoher Besuch sei im Anmarsch, und der Herold lasse ausrichten, sein Herr wünsche, den Bürgermeister zu sprechen.

„Welchen?“, fragte Hentze. „Den regierenden Bürgermeister, seinen Prokonsul, den beiratenden Bürgermeister oder dessen Stellvertreter?“

„Dat hat er nich gesagt.“

„Hat er gesagt, wie er heißt?“

„Der Herold?“

„Sein Herr.“



„Ah. Von Blanckenfeldt. Nein, von Blanckenburg.“

Der Bürgermeister blickte zum Propst und hob die Brauen.

Der Propst zuckte die Achseln. „Nie gehört.“

Kröchel warf sich in die Bresche. Der Fremde sei ein Ritter der Kirche. So viel wie ein Fürst, nur unter dem Papst. „Ein Pischkopp eben.“

Dem Propst ging ein Licht auf. „Ein Bischof?“

Kröchel nickte noch eifriger. „Mindestens. Ein ganzer Schwanz von Titeln.“ Jedenfalls sei er aus Breslau, das habe er sich gemerkt.

Goeritz warf Bürgermeister Hentze einen scharfen Blick zu. Auch der schien bei der Erwähnung Breslaus von einer Ahnung ergriffen, denn er starrte wie gebannt auf die prächtige Kutsche vor dem Tor.

„Soll ich passieren lassen?“ Der Torwächter war herbeigeeilt, wohl in dem Gefühl, dass eine Zollinspektion hier nicht gangbar war.

Der Bürgermeister schaute zum Propst, als suchte er Beistand. Goeritz nickte seufzend. Auf einen Pisskopp mehr oder weniger in der Stadt käme es ja nun auch nicht an.

„Tja, dann“, sagte der Bürgermeister. „Man lasse ihn ein.“

---

## Der verlorene Sohn

In der Ferne bellte ein Hund, sonst gespanntes Schweigen. Auch Propst Goeritz konnte sich einer gewissen Neugier nicht entschlagen und kneistete gegen das Sonnenlicht. Bewaffnete Reiter passierten das Mühlentor, postierten sich rechts und links desselben. Schwerter blitzten auf und senkten sich gleich wieder, um der Stadt Respekt zu zollen und die friedliche Absicht ihres Gebieters kundzutun.

Die prächtigste Kutsche, die große, mit Gold beschlagene, löste sich aus der Wagenkette, rollte heran. Goldene Kutschlaternen, goldenes Trittbrett, hatte man so etwas schon gesehen!

Auf den kunstvoll geschnitzten Türen prangte, übergroß, das Wappen des hohen Herrn. Im güldenen Schilde aufrecht ein schwarzer Adler mit breiten Flügeln und ausgeschlagener Zunge. Nicht der habsburgische Doppeladler, aber doch die Farben des Kaisers, Schwarz und Gold. Über dem Schild ein offener Turnierhelm in Rot und Weiß und Himmelblau, darüber eine Krone. Gewisslich einer von Adel. Breslau hatte Kröchel gesagt, also Böhmen. Und was war das für ein Tier in der Helmzier? Ein starker brauner Jagdhund, aufspringend, mit erhobenen Vorderläufen. Hier kam jemand aus aufstrebendem Hause, wachsam und treu dem Kaiser ergeben. Und er kam mit fürstlichem Prunk und Pomp, unziemlich für einen kirchlichen Würdenträger. Jedenfalls für einen lutherischen. Goeritz schürzte die Lippen. Zu den Altgläubigen, den Jüngern des Papstes, die sich frecherweise noch immer katholisch nannten, obwohl ihre Kirche längst nicht mehr allumfassend war, passte ein solches Gepränge durchaus.

Hoch zu Ross und in den Farben seines Herrn ritt der Herold durchs Tor. Die Kutsche aber hielt gerade noch außerhalb. Livrierte Diener sprangen vom Wagen, rissen die Türen auf.

Alles hielt den Atem an. Das Hundegebell war näher gekommen. Vom Turm, deutlich vernehmbar, das Klappern des Storches.

Nochmals Fanfaren, und der Herold posaunte:

„Der hochedle Kommendator, Meister des Ritterordens der Kreuzherren mit dem roten Sterne durch Polen und Schlesien, Präpositus des Stifts und Spitals zu Sankt Matthis in Breslau.“

„Oh“, machte die Menge und „ah.“

Der Vorsteher eines Ritterordens. Goeritz runzelte die Stirn. Also kein Bischof, wie der Nachtwächter behauptet hatte, und genau genommen auch kein Ritter. Der Fremde war eine Art General. Die Kreuzherren lebten in klösterlicher Bruderschaft, jedoch ohne ein mönchisches Leben zu führen. Sie waren Verteidiger der Christenheit und zogen mit dem Kaiser ins Feld, erst jüngst wieder gegen die Türken, die am südöstlichen Rand des Reiches, im fernen Ungarland, auf Expansion sannen.

Verwerflicher war, dass die Kreuzherren dem Papst, dem falschen Stellvertreter Christi, als Menschenfischer dienten mit ihrem Netz von Waisenhäusern und Spitälern. Tätige Nächstenliebe? Goeritz schnaubte. Höllenstank hing an ihren Wohltaten! Waffen waren sie im Kampf gegen den wahren, den evangelischen Glauben. Und dann kam der Fremde auch noch aus Breslau.

Auf dem goldenen Trittbrett der Kutsche erschienen kostbare Lederstiefel, mit Spangen und Edelsteinen besetzt. Es folgte ein schwarzes Klerikergewand nebst Umhang von schwerem Samt, auf der linken Schulter, rot wie das Blut Jesu, ein Tatzenkreuz, dem der Tempelritter gleich, daneben, ebenfalls rot, ein sechszackiger Stern. Ein breitschulteriger, muskelstarker Mann war der Kreuzherr und das kurze dunkelbraune Haar noch lockig und dicht. Mitte, höchstens Ende dreißig mochte er sein. Auch dies passte zum Stechen in der pröpstlichen Magen-grube.

Goeritz fand keine Gelegenheit, das Antlitz des Kreuzherrn zu studieren. Denn sowie derselbe das Mühlentor durchschritten hatte, bescheiden, zu Fuß, sank er auf die Knie, lobte den Herrn und küsste den staubigen Boden. Wodurch die Mühlenstraße

letztlich doch den Segen empfang, den der Propst ihr gerade verweigert hatte.

„Mummenschanz“, knurrte Goeritz.

„Oh“ und „ah“ machte die Menge.

Goeritz schüttelte den Kopf. Offensichtlich stand er mit seiner Meinung allein. Die Gesichter ringsum schienen verzückt, ergriffen von diesem Schauspiel.

Bürgermeister Hentze aber war erbleicht. Und als Hentze die Arme ausbreitete und dem Ankömmling entgegengielte, nicht -schritt, er rannte, verwandelte sich die düstere Ahnung des Propstes in Sodbrennen, noch ehe der Herold rief:

„Johann Hentze von Blanckenburg kehrt heim in seiner Väter Stadt.“

„Ah“, machte die Menge und „oh“, derweil auch dem Letzten dämmerte, dass des Bürgermeisters Sohn, der Berüchtigte, der Verbannte, nach Bernau zurückgekehrt war. Sagenhaft reich und als einer von Adel!